

# Eine Studie in Scharlachrot

Wozu braucht jemand, der so anschaulich erzählt wie Julian Barnes, Bilder in einem Buch? Sein jüngstes auf Englisch erschienenes Werk zeigt es.

Als Julian Barnes sein Buch „The Man in the Red Coat“ veröffentlichte, wurde es von der britischen Presse als große Liebeserklärung an den Austausch zwischen England und dem Kontinent gefeiert. Das ist es und doch noch so viel mehr: das meisterhaft recherchierte und geschriebene Porträt eines Intellektuellen des Fin de Siècle und mindestens drei Kulturgeschichten jener Epoche in einem – eine ihres Porträts, eine ihrer Medizin und eine ihrer Attentate.

Und heute, nur wenige Monate später, müsste man auch noch sagen: ein Antidot zur Isolation. Denn Barnes bringt uns ins Gespräch mit einer ganzen Gruppe überwiegend französischer Intellektueller aus der Belle Époque. Oder besser formuliert: Er lässt uns teilhaben an deren Leben. Darunter sind heute noch berühmte Namen wie die Schauspielerin Sarah Bernhardt, der Komponist Gabriel Fauré, der Maler Claude Monet, die Schriftstellerinnen Colette und George Sand sowie deren Kollegen Guy de Maupassant, Marcel Proust, Edmond de Goncourt, Leon Daudet oder Joris-Karl Huysmans. Nicht alle waren persönlich miteinander bekannt, aber sie werden von Barnes zu einer Konstellation arrangiert, in deren Mittelpunkt ein Mann steht, den heute kaum mehr jemand kennt, der aber alle kannte: Samuel Jean Pozzi.

Dieser ehemals höchst erfolgreiche französische Mediziner lebte von 1846 bis 1918, und zwei Überlieferungen haben ihn für Barnes besonders interessant gemacht. Eine ist der Satz „Chauvinismus ist eine Form der Ignoranz“, den der ebenso polyglotte wie weitgereiste Pozzi geäußert hat (Barnes zitiert ihn gleich viermal), die andere ist ein Zeugnis seines Aussehens, das der amerikanische High-Society-Maler John Singer Sargent angefertigt hat. Er porträtierte Pozzi im Jahr 1881 in Lebensgröße und häuslicher Umgebung, gekleidet in einen knallroten Hausrock von einer Farbintensität, wie sie seit Veronese nicht mehr gemalt worden war. Dieses heute von der Hammer Collection in Los Angeles aufbewahrte Bild trägt den Titel „Dr. Pozzi at Home“, aber Barnes würdigte das eigentlich Unvergessliche daran, als er sein Buch „The Man in the Red Coat“ nannte. Das Gemälde wird zum Mittelpunkt seiner ganzen Deutung des Gesellschaftsphänomens Pozzi.

Derartige Opulenz verpflichtet, und so ist das ganze Buch reich illustriert, nämlich in sehr guter Druckqualität bestückt mit weiteren Gemälden, aber auch Fotos, die den Protagonisten ihr historisches Gesicht verleihen. Obwohl der Erzählstil von Barnes denkbar anschaulich ist, hat er selbst diese Mischform gewählt und zu dem Bilderbuch aus dem eigenen Archiv zeitgenössische Sammelbilder einer französischen Schokoladenmarke beigesteuert, in deren Auswahl sich die damalige Prominenz der Beteiligten erweist. Und zudem zeigt, wie anders das Verständnis von Prominenz seinerzeit war: Zu den Serien gehörten nämlich nebeneinander die Porträts berühmter Politiker, Künstler, Dichter und auch Mediziner. Pozzi kam gleich zweimal zu Schokoladen-Ehren.

Julian Barnes gehört zu den kunstsinngigsten lebenden Schriftstellern; erst kürzlich legte ein ganzer Essayband („Kunst sehen“, F.A.Z. vom 19. Dezember 2019) davon Zeugnis ab. Und er hat Romane geschrieben, die ganz nebenbei auch große ästhetisch-biographische Auseinandersetzungen bieten: in „Flauberts Papagei“ (1984) mit seinem französi-

schen Lieblingsautor, in „Der Lärm der Zeit“ (2016) mit dem russischen Komponisten Dmitri Schostakowitsch.

Pozzi indes war kein Künstler (oder als Gynäkologe nur in einem Metier, das sich in größtmöglicher öffentlicher Unsichtbarkeit abspielt). Trotzdem ist „The Man in the Red Coat“ wieder ein Buch über Kunst geworden, allerdings diesmal kein Roman, sondern eine Studie. Man ist versucht zu sagen „in Scharlachrot“, denn auch Arthur Conan Doyle spielt darin eine Nebenrolle, und noch mehr, als man das bei einem Mediziner, der im Ersten Weltkrieg auf französischer Seite eine führende Rolle bei der Verwundetenversorgung spielte, geht es im Buch ums Blutvergießen. Barnes legt eine buchstäblich blutrote Linie durch seine Geschichte, doch wer um Pozzis Biographie nichts weiß, wird sie missachten. Aber dafür dann eine der verblüffendsten Wendungen der Literaturgeschichte beschreiben. Nur dass hier das Leben die Geschichte schrieb.

Während der Lektüre wartet man auf anderes, und Barnes weiß das nur zu genau. Vier Fünftel des Umfangs sind absolviert, da fällt der lapidare Satz „And then there was Proust“. Bislang umkreiste der Text diesen Mann, stellte etliche seiner engsten Weggenossen vor, aber sprach selbst nie über ihn. Und nun kommt eine hinreißende Lektüre seines Werks im Blick auf die realen Vorbilder der Figuren. Wie es überhaupt immer wieder Abschweifungen in „The Man in the Red Coat“ gibt, die als eigenständige Essays bestehen könnten.

Alles beginnt mit einer Einkaufsreise nach London im Jahr 1885, die Pozzi als Ästhetiker zeigt, und schon auf der zweiten Seite findet sich der Satz „Kunst hat immer die Zeit auf ihrer Seite“. Doch nichts erweist sich auf den folgenden 270 Seiten als so vergänglich, gerade im Zeitalter der Décadence, und später im Buch blickt Barnes noch einmal zurück: „Was ich zu Beginn gesagt habe – dass Kunst immer die Zeit auf ihrer Seite habe –, war eine bloße Hoffnung, eine sentimentale Täuschung. Es gibt Kunst, die die Zeit auf ihrer Seite hat, aber welche? Die Zeit übt eine brutale Triage aus.“ Seit ein paar Wochen muss man niemandem mehr erklären, was der militärisch-medizinische Fachbegriff bedeutet.

Dem Buch ist eine tiefe Trauer eingeschrieben: über den Verlust eines Europas, dessen geistige und wirtschaftliche Oberschichten im steten Austausch miteinander standen und beliebig reisen konnten, Pozzi etwa auch nach Bayreuth oder Venedig – „Pozzi war überall“, begeistert sich Barnes. Sozialkritik an der Vergangenheit ist seine Sache nicht. Aber man lebt und liebt und liest mit diesem Samuel Pozzi und verliert sich an ihn. Was kann Literatur Größeres leisten, als uns wider alles Wissen und Gewissen in einen Bann zu schlagen, aus dem erst mit dem Zuklappen des Buchs Entkommen möglich ist?

Wer „The Man in the Red Coat“ auf Deutsch lesen will, muss sich noch gedulden: Im kommenden Januar wird die Übersetzung bei Kiepenheuer & Witsch erscheinen, pünktlich zu Julian Barnes' fünfundsiebzigstem Geburtstag. Dann sollten wir die Isolation wieder verlassen haben, aber das Buch wird bleiben, was es ist: ein unvergleichliches Lese- und Schauerlebnis. ANDREAS PLATTHAUS

**Julian Barnes: „The Man in the Red Coat“.** Jonathan Cape, London 2019. 275 S., Abb., geb., 20,- €.



„Pozzi war überall“, schreibt Julian Barnes gleich mehrfach. John Singer Sargent aber porträtierte ihn 1881 im Hausrock. Foto Archiv

# Nie wieder unmündig

Samuel Selvons Roman „Eine hellere Sonne“

Viele namhafte Schriftsteller hatten Doppelgänger, die ihre Karrieren ein Stück weit begleiteten: Goethe und Lenz, Kafka und Robert Walser sind Beispiele dafür. Das gilt auch für V. S. Naipaul, den Inder aus der Karibik, der Trinidad vom weißen Fleck auf der Landkarte zu einem literarischen Ort machte und als Reiseautor und Romancier Weltliteratur schuf. Weniger berühmt als der Nobelpreisträger Naipaul ist sein Trinidad-Landsmann Samuel Selvon, der ebenfalls indischer Herkunft war. Selvon, ein Nachfahre südindischer Kulis, hat die plebejische Gegenposition zu dem aus einer Brahmanenfamilie stammenden Naipaul vertreten. Das lässt sich leicht überprüfen am Beispiel seines Debütromans „Eine hellere Sonne“, der 1952 in London erstmals erschien und, von Miriam Mandelkow pointensicher und punktgenau übersetzt, ein Menschenalter später nun endlich auf Deutsch vorliegt.

„Boysie und einige junge Männer saßen auf einer Betondole in der Sixth Street und erzählten sich schmutzige Witze; darauf hatte Tiger heute Abend keine Lust. Das bewies nicht, dass man ein Mann war. Weder Rum trinken noch fluchen noch eine Frau vögeln. Wenn man Joe so reden hörte, könnte man meinen, so was zählt. Aber guck dir Joe doch an, Mann!“ In Selvons Roman ist „Mann“ eines der häufigsten Wörter; es charakterisiert Trinidads kreolischen Slang ebenso wie das Bestreben Tigers, vom indischen Boy zum richtigen Mann zu werden, wobei er sich seinen schwarzen Nachbarn zum Vorbild nimmt. Schon der kurze Textauszug zeigt, was Selvon von Naipaul unterschied: Volkstümlichkeit statt Belesenheit oder Gelehrsamkeit, derber Humor statt facettenreicher Ironie sowie innerer Monolog, sprich: subjektive Befindlichkeit, statt abgehobener Reflexion. Selvon ist der menschenfreundlichere Autor von beiden, der ohne paternalistische Herablassung dem Leser Einblick gewährt ins Innenleben seiner Figuren, die alles andere als einfach gestrickt sind, obwohl sie zum Bodensatz der postkolonialen Gesellschaft gehören – in Trinidads sozialer Hierarchie standen indische Kulis noch unter den als Kreolen bezeichneten Nachfahren afrikanischer Sklaven.

Das neokoloniale Regime wird in einer Zeit des Umbruchs porträtiert, als die starre Hierarchie der Rassen und Klassen während des Zweiten Weltkriegs in Bewegung gerät durch die Stationierung amerikanischer GIs und den Bau eines Highways, der die von Kulis beackerten Felder durchquert. Zusammen mit Lastwagen und Jeeps, die Pferdekarren und Eselskarren verdrängen, kommt der Dollar ins Land, die Schulpflicht wird eingeführt, das Streikrecht erkämpft, und Trinidad avanciert vom *colonial backwater* zum Traumziel für Touristen, die Calypso und Karneval suchen.

„Eine hellere Sonne“ ist ein Entwicklungsroman im elementaren Sinn des Worts, dessen Protagonist Tiger, um sich selbst zu finden, eine neue Sprache erfinden muss. Samuel Selvon hat das in Trinidad gesprochene Kreolisch, vermischt mit französischen Einsprengeln, Anglizismen und Amerikanismen, literaturfähig gemacht. Tiger, gegen seinen Willen verheiratet mit einem Mädchen, dessen Namen er erst in der Hochzeitsnacht erfährt, arbeitet sich mühsam ab an der Sprache, deren Register er nur unvollkommen beherrscht. Er bringt sich selbst Lesen und Schreiben bei, liest einem chinesischen Krämer aus der Zeitung vor, bekommt dafür Rum spendiert und fordert seine Freunde auf, sich politisches Wissen anzueignen, um ihre Interessen vertreten zu können. Das im Zweiten Weltkrieg erfolgte Erwachen der Kolonialvölker wurde von Indiens Unabhängigkeitskampf, der Sowjetunion und China stimuliert, und der daraus erwachsende, krude Emanzipationsdiskurs hört sich so an:

„Ich meine, für mich sieht es so aus, als wenn alle gleich sind. In Trinidad sind so viele verschiedene Menschen, Junge! Meinst du, ich soll jetzt anfangen und Dhoti tragen?“ – „Keine Ahnung, Mann. Du bist doch Trinidad-der? Was grübelst du rum?“ – „Na ja, irgendwer muss ja grübeln, Joe. Wenn wir dösig bleiben und dauernd alles machen lassen mit uns, bleiben wir arm und dumm.“

Anders als der konservative V. S. Naipaul war Samuel Selvon ein politisch engagierter Autor, und auch das macht „Eine hellere Sonne“ nach wie vor, nein: heute erst recht lesenswert. HANS CHRISTOPH BUCH



**Samuel Selvon: „Eine hellere Sonne“.** Roman. Aus dem Englischen von Miriam Mandelkow. dtv, München 2019. 252 S., geb., 22,- €.

# Kampf der kabbeligen See

Mehr als „Dracula“: In Bram Stokers Erzählung „Der Zorn des Meeres“, die jetzt erstmals auf Deutsch erscheint, steht Liebe gegen Pflicht

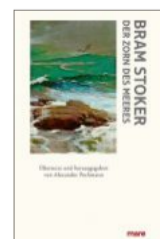
Alle Welt kennt Dracula, auch wenn viele Bram Stokers gleichnamigen Roman von 1897 nie gelesen haben. Die Figur zählt seither zu den stärksten Populärkulturen der Moderne, weil sich in ihrer ansteckenden Blut- und Sauglust manches von dem bündelt, was Unbehagen an der Kultur schafft und nur in heimlichem Begehren oder eben Phantasien fortlebt. Als der Roman jedoch erschien, ließ der Erfolg erst einmal auf sich warten. Dabei war Stoker (1847 bis 1912) schon länger literarisch produktiv und hegte hohe Ambitionen. Ein gutes Dutzend ausgewachsener Erzähltexte veröffentlichte er im Laufe seines Lebens, während er im Hauptberuf fast drei Jahrzehnte lang Faktotum für Henry Irving war, den Schauspieler und größten Bühnencharismatiker jener Zeit, von dem einiges in der Persönlichkeit von Graf Dracula zu finden ist.

Kein anderes Werk Stokers hat die Zeiten überdauert. Jetzt lädt uns Alexander Pechmann ein, eine wilde Unwetterge-

sichte, die zwei Jahre vor „Dracula“ herauskam, kennenzulernen. Ihr Originaltitel „The Watter's Mou“ bezeichnet den zentralen Schauplatz an der zerklüfteten schottischen Ostküste: eine Schlucht, ehemals Flussmündung, in der sich Gischt und Brandung durch die schroffen Felsen zu reißenden Strudeln steigern und bei Sturm tödliche Sogwirkung entfalten.

Von den ersten beiden Sätzen an – „Es drohte eine stürmische Nacht zu werden. Den ganzen Tag über waren vom Meer Nebelschwaden herübergeweht“ – ahnen wir schon, worauf das Geschehen dieser Schreckensnacht hinausläuft. Im Mittelpunkt steht ein junges Paar, er im Dienst der Küstenwache auf der Jagd nach Schmugglern, sie eine unbescholtene Fischerstochter, deren Vater durch Verschuldung in die Hände eines skrupellosen Schurken und Schmuggelbarons geraten ist. So steht Liebe gegen Pflicht: Kann die Tochter ihren Vater retten, wenn sie den Verlobten dazu bringt, für einen kurzen Moment wegzu-

schaun? Darf der gestrenge Küstenwächter seine ehernen Prinzipien den romantischen Gefühlen beugen? Während sich das Fischerboot mit der fatalen Fracht unaufhaltsam nähert und der Sturm zuneh-



**Bram Stoker: „Der Zorn des Meeres“.** Erzählung. Hrsg. und aus dem Englischen von Alexander Pechmann. Mare Verlag, Hamburg 2020. 176 S., geb., 20,- €.

mend wütet, stehen also schicksalsträchtige Entscheidungen an. Das Tosen der Elemente korrespondiert dabei aufs schönste mit dem Aufrührer der Gefühle.

Man tut Stokers Wirkung keinen Abbruch, wenn man festhält, dass sein literarisches Talent nicht in erfindungsreicher Figuren- und Charakterzeichnung liegt.

Hier ist vieles pure Kolportage und zeittypisches Klischee: Männer sind viril und ernst, Frauen weiblich-schwach und opferbereit, Schurken schrecklich und jüdisch – wie auch bei „Dracula“ trägt hier das Böse klar antisemitische Züge und kann zum Schluss nur durch ein Bündnis aufrechter Männer, die sich über der Frauenleiche die Hand reichen, gebannt werden.

Stokers Können liegt vielmehr in atmosphärischer Verdichtung sowie in der Ausgestaltung des dramatischen Settings aus Meer, Küste und Klüften: „die Felsen aus Gneis und Granit, aufgebrochen durch alle möglichen Erschütterungen der Natur und vom Zahn der Zeit zu jeder denkbaren Form steiniger Schönheit geschliffen“. Das bietet weit mehr als nur eine Naturkulisse; es wird zur schicksalhaft treibenden Zentralgewalt. Die stärkste Passage ist denn auch eine lange Fahrt im kleinen Kahn hinaus auf die tobende See, der man wirklich mit angehaltenem Atem folgt. Zumal Pechmanns deutsche Fassung, die ers-

te dieses Textes überhaupt, diese Fahrt wunderbar rhythmisiert und mit schönen alten Seefahrtswörtern versieht: „Der Bug der Büse wurde gegen den Wind gedreht, und in den Unbildden des Sturms und der kabbeligen See kämpfte sie sich lavierend voran, kam wie durch Zauberkraft zum Stehen und lag schließlich rollend still.“ (Zum Ermessen der Übersetzerleistung hier der Ausgangstext: „The coble's head was thrown round to the wind, and in that stress of storm and chopping sea she beat and buffeted and like magic her way stopped, and she lay tossing.“)

Schon einige Entdeckungen aus dem Archiv der großen Seefahrts- und Reise-tradition des neunzehnten Jahrhunderts haben wir Pechmann als Herausgeber und Übersetzer zu verdanken. Auch diese lohnt. Sie präsentiert sich in schöner Aufmachung als kleines Bändchen, das uns für ein, zwei Stunden ein wildes, eskapistisches Leseabenteuer schenkt. Was wollen wir mehr? TOBIAS DÖRING